

Zufall – Schatten der Notwendigkeit?¹

Arnd Hoffmann

Zufall und Schatten: Philosophische Verknüchtungen

Meine Damen und Herren,

schattenhafte Begriffe wie der Zufall werden gerne über die vermeintliche Klarheit ihrer Gegenbegriffe (Gesetz, Regel, Wesen, Ursache/Grund, Sinn) bestimmt: Das Gesetz bezeichnet den Zufall als das Gesetzlose, für die Regel ist er die sich ereignende Ausnahme, das Wesen kennt Zufälle nur als äußerliche Erscheinungen, für Ursache/Grund ist der Zufall das Akausale bzw. Grundlose und der Sinn schließlich erklärt ihn zum Sinnlosen oder Unsinnigen eines Geschehens. Zum Ausschluss von Zufall und Zufälligkeit tendieren alle Begriffe des klaren Erkennens. Wer aber den Zufall als "Schatten der Notwendigkeit" bezeichnet, macht in dieser Zuschreibung das, was ausgeschlossen werden soll, zum Anhängsel des Ausschließenden: Der Zufall bleibt sozusagen an der Notwendigkeit kleben.

Deshalb hat Wilhelm Windelband, der den Zufall mit der Metapher "Schatten der Notwendigkeit" umschreibt, diesen nicht abstrakt abgetan oder abrupt aus der Betrachtung herauskapultiert; vielmehr widmet sich Windelband dem Zufall ausgiebig in seiner immer noch lehrreichen Schrift "Die Lehren vom Zufall" aus dem Jahr 1870. Der Philosoph verweist dort zunächst auf die philosophische Beziehungsvielfalt, in die der Zufall gestellt wird: Er kann immer nur in theoretischen Ordnungen auftauchen (Naturphilosophie, Wahrscheinlichkeitstheorie, Gottesbeweise), die ihr besonderes Licht auf die gewählten Gegenstände fallen lassen. Der Zufall selber aber kann als schattenhafter Begleiter der Notwendigkeit eine Ordnung niemals in Frage stellen, sondern die Ordnung selber deutet ihm seinen Platz in ihr. Die störende und rebellische Bedeutung des Zufalls bleibt Ordnungen deshalb prinzipiell fremd bzw. äußerlich, sie wollen den Zufall am liebsten neutralisieren und seine Unsicherheiten / Unbestimmtheiten loswerden. Im Bild des Schattens bedeutet das: Auf die blinden Flecke von Theorie und Gesetz wird eine Prämie ausgeschrieben, deren Bedingung die Auflösung des Schattens ist und deren Zweck die Klarheit und Eindeutigkeit der Erkenntnis. Aber wird die-

¹ Dieser Text basiert auf einem überarbeiteten Vortragsmanuskript aus dem Jahr 2003.

ses theoretische Licht den Gegenständen bzw. Begriffen und deren Schattenwurf gerecht?

Was fällt dem Zufall mit dem Bild des Schattens eigentlich zu?

Der Schatten soll wesenlos sein, ein nicht-identischer, verzerrter und verformter Umriss eines Körpers, auf den er sowohl deutet als auch an ihm klebt: "immaterieller Schein ohne Helligkeit".² Und dieser Schein ist Produkt einer Abhängigkeit von Licht und Gegenstand, dem keine eigenständige Dauer anhaftet. Die Zeit des Schattens ist die des Lichtes, das seine eigene Zeit hat und in sich der Belichtung des Objekts konstituiert. Aus dieser Perspektive zeigt sich der Schatten als Fliehender, der keine eigene Zeit kennt: Flüchtige Dunkelheit in gebrochener Form. Doch die Ambivalenz des Bildes erweist den flüchtigen Charakter auch als Verfolger. Den Schatten werden Menschen und Dinge nicht los. Aber gilt das auch für Begriffe und theoretische Konstrukte, die doch gerade auf das zielen, was keine Schatten wirft: den verborgenen Kern, die faktische Aussage, das allgemeingültige Gesetz?

Überträgt man diese Gedanken noch einmal auf den Begriff des Zufalls, dann zeigt sich deutlich die Analogie. Der Zufall kann nicht wesentlich am verborgenen Kern der Dinge sein; er würde die angenommene Substanz immer wieder in eine andere auflösen. Zufällig kann auch nicht die Aussage sein, die als Spiegelschrift Realität repräsentieren will; sonst wäre sie bestenfalls ein Spiel von Wörtern. Und das Gesetz kennt den Zufall nur als Aufgabe der Identifikation; der Wille zur Ordnung würde mit der Anerkennung des Zufalls den Gesetzesanspruch unterlaufen. Doch sind dies theoretische Setzungen, die in ihrer Abkehrbewegung den Zufall noch im Rücken haben. In Überbelichtungen wollen Theorien ihre Gegenstände "klar und deutlich" (Descartes) wahrnehmen, erfahren und erklären. Das Licht jedoch wird zum Gegenlicht, welches blendet und mit den Abschattungen auch die Objekte selber verliert. Konturen und Tiefenschärfe sind Ergebnisse eines Blicks, der weiß, was er nicht sieht und Schatten als Bedingung von Wissen bestehen lässt.

Im Bild des Schattens ist der Zufall unhintergebar, also nicht in dem Sinne zu verneinen, dass er endgültig auszuschließen wäre. Mit dem Interesse an Gesetzen und Regelmäßigkeiten bringt die Erkenntnis durch ihre eigene Arbeit den Zufall hervor. Indem sie Licht auf Dinge wirft, werfen diese Schatten auf etwas anderes; indem sie Notwendigkeit postuliert, verweist die Zufälligkeit auf einen nicht identischen Rest der Dinge. Im prallen Licht zeigt sich der Gegenstand, aber niemals als ganzer, denn seine undurchdringliche Dichte lenkt das Licht ab

und erzeugt dunkle Flecken hinter ihm auf anderem, ja eigentlich auch auf dem Objekt selber, dort nämlich, wo das Licht nicht trifft. Weil nicht nur in der totalen Finsternis alle Dinge gleich werden, sondern auch im Licht, das alles durchdringen will, markiert der Schatten eine Grenze, die sich verschiebt mit dem Licht und den Gegenständen, die ihn ablenken. Will Erkenntnis als vernünftige sich auszeichnen, dann muss sie auf ihre Grenzen reflektieren. Das macht den Zufall als Phänomen des Schattens virulent, denn Erkenntnis bringt den Schatten hervor: Übersieht sie diesen, dann übersieht sie sich selber.

Das Bild des Schattens mit seinen negativen Zuschreibungen steht in einer langen Tradition und findet sich schon in Platons berühmtem Höhlengleichnis. Dort in der Höhle liegt das dunkle Reich der Schatten, von denen die gefesselten und getäuschten Menschen glauben, sie seien die Wirklichkeit, obwohl diese künstlich erzeugter Schein sind: unnatürlich und zufällig, substanzlos und meinungsgebunden. Die Anerkennung des Schattens liegt in nichts anderem als in der Abkehr von ihm, hin zur Quelle des Lichts, in dem die Dinge schattenlos nur sie selber sind und die der Befreite dann als notwendige zu betrachten lernt.

Zur Verteidigung gegen dessen Abwertung lässt Nietzsche einen Schatten selber zu Worte kommen, - nicht in einer Höhle, sondern am Rande eines Waldes.³ In einem freundschaftlichen Dialog sprechen ein Wanderer (der Erkenntnis-Suchende) und sein Schatten über deren Verhältnis, über das Licht von Erkenntnis und über die Freiheiten, die Schatten und Wanderer in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit voneinander genießen. Im Laufe des Gesprächs erweist sich der Schatten zwar als schüchtern, einfühlsam und zurückhaltend, aber nicht als äußerliches Gespinnst, dessen Charakter bloß flüchtig, dunkel und "hündisch" ist: Der Wanderer erkennt an, dass er ohne diesen nicht sein kann, ja dass der Schatten eine Bedingung des Wanderers ist, wie das Licht selber. "Damit es Schönheit des Gesichts, Deutlichkeit der Rede, Güte und Festigkeit des Charakters gebe, ist der Schatten so nöthig wie das Licht. Es sind nicht Gegner: sie halten sich vielmehr liebevoll an den Händen, und wenn das Licht verschwindet, schlüpft ihm der Schatten nach."⁴

² Harth, 1985, 82; vgl. die Interpretation des Schattens in dem genannten Text. Sie dient der Darstellung zur Orientierung; ebd., 82-83; vgl. weiter: Bubner, 1984, 162 "Kontingenz folgt wie ein Schatten dem konkreten Tun...", ebd.

³ Nietzsche, 1980/88, KSA 2, 537-539 u. 703-704.

⁴ Ebd., 538.

Der Schatten hat gesprochen. Er ist zu Wort gekommen, als dunkler Fleck und als Begriff, der selber Schatten wirft. Der Zufall als Schatten entzieht sich nicht dem Licht als sein anderes. Es könnte ihm sonst kalt werden.

Eine kurze Begriffsgeschichte des Zufalls

Gegenüber diesem philosophisch-spielerischem Versuch, Zufall und Schatten zusammenzudenken, möchte ich Ihnen im Folgenden das Gerippe einer Begriffsgeschichte des Zufalls skizzieren (anhand einiger lexikalischer Quellen), aber weniger der philosophischen Begriffsgeschichte als vielmehr einer des 'alltäglichen' Sprachgebrauchs seit Ende des Mittelalters. Denn: Bedeutete Zufall immer das Gleiche? Oder änderten sich die Bedeutungen im Laufe der Jahrhunderte? Also, verschoben sich oder vermischten sich? In welchen sprachlichen Masken und auf welchen begrifflichen Bühnen trat der Zufall auf? Was meinten Menschen früher, wenn sie von Zufällen und Zufälligkeiten sprachen?

Der Begriff Zufall lässt sich etymologisch⁵ vom mittelhochdeutschen Verb "zuovallen", herleiten und bedeutet "zuteil werden", "jemandem zufallen", d.h. in Besitz übergehen, aber auch "anfallen, einfallen" oder "überfallen und angreifen" sowie "beifallen" im Sinne von bei- oder zustimmen. Aus den verschiedenen Bedeutungsschichten des Verbs hat sich das Substantiv Zufall in ebenso unterschiedlicher Weise entwickelt. Zunächst taucht es auf in den metaphysischen Texten des ausgehenden Mittelalters: Zufall ist dabei als Lehnübertragung von "accidens" aus dem klassischen Latein zurückzuverfolgen und fand in dieser Ableitung eine erste Verbreitung durch den Sprachgebrauch der deutschen Mystiker (z.B. Meister Eckhard, Frauenlob, Diefenbach, Tauler, Seuse) des 14. Jahrhunderts.⁶ Die Bedeutung von Akzidenz wiederum ist für die Bedeutungsgeschichte des Zufalls prägend gewesen – deshalb mache ich an dieser Stelle einen kurzen Seitenschlenker: Der Begriff "Akzidenz" und seine Adjektivbildung "akzidentiell" sind im Anschluss an das lateinische "casus" (Fall, Ereignis, Vorfall) und daraus folgend aus "accidere" (hinfallen, vorfallen, ereignen, widerfahren, usw.) und "accidens" bzw. "accidentia" (Umstand, Unfall, zufälliges Ereignis, das plötzlich Eintretende) gebildet worden. Der Begriff Akzidenz bedeutet allgemein das äußerlich Hinzukommende, Un-

⁵ Zur Wortgeschichte des Zufalls vergleiche die einschlägigen Artikel in den Wörterbüchern von Grimm, Maaler, Trübner, Walch und Zedler. Alle folgenden Zitate, die nicht ausdrücklich angemerkt werden, stammen aus diesen Quellen.

⁶ Vgl. Bayer, 1976, 392-394.

wesentliche und nicht Notwendige einer Sache und fungiert meist als Gegenbegriff zur Substanz oder zum Wesen. Der Mystiker Angelus Silesius schreibt bezüglich dieser Unterscheidung im Jahr 1455 die für uns vielleicht eigentümlichen, aber doch sehr kontrastreichen Worte: "Dann wird das Bley zu Gold, dann fällt der Zufall hin, wann ich mit Gott durch Gott in Gott verwandelt bin."⁷

Neben diesen Verwendungen des Begriffs 'zuoval' in der philosophischen "Höhenkammliteratur" spricht man aber auch in anderen Lebenszusammenhängen von ihm: So z. B. im Sinn von "Zulauf, Parteinahme, Beistand, Beifall". Luther schreibt 1529: "... daß es (Gottes Reich) den anderen leuten ein Zufall und anfang gewinne..." Als Zufälle werden des Weiteren die materiellen Einkünfte bezeichnet, "das, was einem an Besitz zufällt." Aber auch unser heutiger 'Geistesblitz' in der Form des 'Einfalls' ist durch die Zufallssemantik schon abgedeckt worden: "Mir ist ein gûter zûfall kommen".

Besonders in der Medizin der Frühen Neuzeit wird der Zufallsbegriff dann vielschichtig: Bis ins 19. Jahrhundert werden dort Zufälle zunächst als (von außen kommende) Gesundheitsstörungen verstanden. "Daher Zufälle der Verdauung immer die ersten Symptome der Krankheiten sind", oder wie das "Krebsbüchlein" von Salzmann 1806 verzeichnet: "Wenn nun dieses Zeugs (die schädlichen Säfte) nicht abgeführt wird, so müssen ja daraus die schrecklichsten Zufälle entspringen." Des Weiteren bezeichnet der 'medizinische' Zufall krankhafte Erscheinungen bzw. Symptome von Krankheiten, die aber im Gegensatz zum Wesen der Krankheit stehen. So diagnostiziert ein deutscher Arzt im Jahr 1663: "zu diesen bösen giftigen brennenden Blattern sind ... andere zufäll kommen."

Die Bedeutungen "Vorfall, Vorkommnis, Vorgang, Ereignis" (von lat. *eventus*) kristallisieren sich im Deutschen erst allmählich heraus, oft verbunden auch mit den Attributen "jäh, unerwartet, unverhofft, plötzlich", welche die Ereignisse schon im Sinne des heutigen Zufallsbegriffs vorwegnehmen. Besonders das Würfelspiel (franz.-arab. *hasard*) mit seinen Unwägbarkeiten und Risiken wird hierbei zu einer beliebten, ja oft tragischen Metapher von Zufall und Zufälligkeit. Der Bedeutungswandel des Zufalls vollzieht sich Mitte des 17. Jahrhunderts jedoch erst in gebildeten Kreisen, ja der Begriff Zufall bleibt auf dieser Bedeutungsebene lange Zeit ein literarisches Kunstwort, bevor seine Verwendung im 19. Jahrhundert in die Alltags-

⁷ Angelus Silesius, 2006, 102.

sprache eingeht. Seine negativen Eigenschaften verliert er aber dadurch nicht: Er bleibt zu-
meist "Unfall", "Unglücksfall", "Zwischenfall" oder ein unangenehmes "Widerfahrnis".
Im heutigen Verständnis und Sprachgebrauch bezeichnet der Zufall meist den Eintritt eines
unbestimmbaren, unvorhersagbaren und überraschenden Ereignisses, dessen Ursachen uns
uneinsichtig bleiben. Dieser relative Zufall bedeutet dabei ein örtliches und zeitliches Zu-
sammentreffen verschiedener kausaler Vorgänge (Natur) oder verschiedener Handlungsketten
(Gesellschaft). Irgendetwas kreuzt sich mit unseren Absichten und bringt es soweit, dass ge-
gen unsere Intentionen etwas anderes herauskommt. Der Zufall bricht in einen Ereignisablauf
oder Prozess ein, er zerstört Erwartungen und Pläne und verweist dabei auf einen nicht kon-
trollierbaren Rest dynamischer Wirklichkeit. Er ist nicht *absolut*, also unbegründet und ohne
Ursachen, aber wir durchschauen scheinbar nicht die relativen und komplexen Zusammen-
hänge, die zu seiner Faktizität führen. Wenn wir angesichts von Unwahrscheinlichkeiten vom
"puren" oder "reinen" Zufall reden, betonen wir eher unsere Verblüffung über den Eintritt
eines Ereignisses als dass wir behaupteten, der Zufall sei vom Himmel gefallen. Und doch:
Die Masken, in denen der Zufall für die Menschen auftritt, sind immer noch zahlreich und
selber interpretationsbedürftig, wie z.B. der Gebrauch der Wörter Schicksal, Wunder, Glück,
Pech, oder äußerer Eingriff einer göttlichen Macht verdeutlicht.⁸ In der Maske des Schicksals
oder der Fügung löst sich die 'Unsinnigkeit' und 'Unbestimmtheit' des Zufalls gar wieder auf,
weil er nicht wirklich zufällig, sondern letztlich gesendet und sinnvoll ist. Zielen fatalistische
Begriffe selber noch auf eine angenommene Überhöhung der weltlichen Zusammenhänge, so
verweist der Zufall als neutrales Zusammentreffen voneinander unabhängiger Wirkungsketten
auf innerweltliche Vorgänge: Durch seine sprachliche 'Kühle' ist er multifunktional und als
Begriff unabhängig von spezifischen Situationen und Objekten. Er lässt einfach offen, was
der einzelne sich nicht erklären kann. Deshalb wird er in der Alltagssprache oft unbewusst
verwendet. Es sind die häufigen Unbestimmtheiten unseres Lebens, die uns den Zufall zitie-
ren lassen...

⁸ Vgl. Hoffmeister, 1955, 622; Kirchner, 1911, 1111-1113; Koselleck, 1989, 159-162; Lessing, 1962, 207-209:
"Was uns gewaltig bewegt und am tiefsten trifft, das kann doch unmöglich 'Zufall' sein. Es *muß* Fatum und
Karma verraten.", ebd., 208.

Zum praktischen Umgang mit der Unbestimmtheit des Zufalls – zwei Modelle

Meine letzten Ausführungen zum Zufall könnten Ihnen irgendwie suspekt vorkommen: Es ist ja nicht nur der Gottgläubige oder Esoteriker, der die Realität des Zufalls bezweifelt, sondern ebenso der naturwissenschaftlich gebildete Fatalist, der meint Zufälle seien nur 'Lückenbüßer' des Wissens. Oder auch der 'Sprachversessene', – er sieht im Zufall einen Effekt des "Wortaberglaubens" (F. Mauthner)⁹, der Worthülsen produziert. Oder schließlich der Psychoanalytiker, für den z.B. eine unmotivierte Zufallshandlung im Alltag der bloße Ausdruck einer unbewussten Verdrängung ist, eben eine Symptomhandlung.¹⁰ Vielleicht zweifeln *Sie* ja auch an der schattenhaften Bedeutung solcher Begriffe? In der Metaphorik meines Vortrags klingt es ja fast so, als wäre der Zufall ein reales Prinzip, ja quasi eine handelnde Person ... Mir passiert es interessanterweise schon des Öfteren, dass Freunde oder Bekannte mit dem Zufallsbegriff hadern, manchmal radikal deterministisch ('alles ist notwendig kausal bestimmt, es gibt keine Ausnahme!') manchmal verhalten zögernd, weil sie die vermeintliche Sinnlosigkeit des Zufalls fürchten. Andere sagen wieder lächelnd: 'Nur Verlierer glauben an den Zufall ...' Die Thesen, die ich Ihnen nun vortragen möchte, stellen sich diesen Positionen entgegen. Dabei behaupte ich Folgendes:

1. Ob wir an den Zufall glauben oder nicht, ob wir ihn 'wegrationalisieren' oder nicht, im Sinn der (relativen) Unbestimmtheit / Unsicherheit von Biographie und Leben ist er eine Bedingung der Möglichkeit unseres Handelns. Ohne Zufall würden wir nichts anfangen, nichts planen, nichts riskieren, nichts hoffen. Er garantiert uns die Offenheit unserer Zukunft. Er ist 'vorgängig' oder wie Wilhelm Busch es ausdrückte: „Erstens kommt es anders, und zweitens als man denkt.“

2. Unser Umgang mit Zufällen hat praktische Konsequenzen für die Lebensführung. Man muss nicht über den Zufall sprechen oder ihn ständig bedenken, um ihm in der Lebenspraxis zu begegnen. Die Einmaligkeit seiner Faktizität begegnet uns, sie beschäftigt uns lebenspraktisch: Der Spieler setzt sich dem Zufall als Risiko aus, der vorsichtige Sparer will ihn mit irgendeiner 'Absicherungsstrategie' oder 'Wahrscheinlichkeitsabwägung' abwenden; auch Versicherungen schließen wir ab, um uns vor dem Zufall zu wappnen; der Reisende hofft auf die zufällige Bekanntschaft, die sein Leben ändern wird, der Eremit baut sich seine Höhle, damit

⁹ Mauthner, 1910, 635.

¹⁰ Vgl. Freud, 1999.

ihn die oberflächlichen Zufälligkeiten des Lebens nicht stören; wer nicht zu spät zu einem wichtigen Termin kommen will, fährt an diesem Tag etwas früher los, damit wirklich nichts dazwischen kommen kann; Urlaubsflüge sind immer noch beliebt, weil Flugzeugabstürze zufällig sind, eben unwahrscheinlich gemäß der Erfahrung mit der regelmäßigen Sicherheit im Flugverkehr usw. Nicht alles ist deshalb zufällig. Nicht alles ist deshalb immer anders möglich. Und das Leben ist nicht nur ein bloßer Zufall, aber:

3. Der Zufall garantiert uns qualitative Erfahrungen, er garantiert uns die Erfahrung von Wandel, Veränderung und Neuem. Der Zufall lässt uns Geschichten erzählen, und mehr noch: Er verdeutlicht uns erst, was es heißt, eine Geschichte (Biographie) zu haben, die zwar Bedingungen für ihren konkreten Verlauf hat, aber eben kein notwendiges Ziel, keinen vorgeordneten Sinn. Der Zufall ist ein irreduzibler Begriff unserer Erfahrung. Ausgehend von diesen Thesen möchte ich Ihnen abschließend zwei zugespitzte bzw. idealisierte Modelle des praktischen Umgangs mit dem Zufall zur Diskussion stellen.

Bejahung des Zufalls: Valéry / Novalis / Nietzsche / Jünger

"Wenn ein Mensch nicht ein ganz anderes Leben führen könnte als sein eigenes, könnte er sein eigenes nicht leben. Denn sein eigenes Leben besteht nur aus einer Unzahl von Zufällen, von denen jeder einem anderen Leben angehören kann."¹¹ Mit dieser sehr existenziellen Äußerung sticht Paul Valéry tief in das Selbstverständnis des an Identität, Individualität und Geschlossenheit orientierten Menschen, der ja gerade die Verunsicherung durch den Anderen und das Zerfließen des Eigenen meidet. Mit der Bejahung des Zufalls soll der Mensch demgegenüber seine eigene Zufälligkeit eingestehen und sie produktiv verarbeiten, um das 'Eigene' überhaupt leben zu können. Bei Valéry erscheint die Nicht-Identität des Zufälligen als Motor des individuellen und unverwechselbaren Lebens. Denn erst die Zufälle rufen die Vorstellung eines anderen Lebens hervor, in dem alles hätte anders verlaufen können.

'Bejahung des Zufalls – Identität als Möglichkeit eines anderen Lebens', solch' eine Lebensweisheit hätte Novalis sicherlich begrüßt. Man muss aus seinem Leben einen "unendlichen Roman" machen, so wie er es für die geistreichen Menschen vorschlägt: "Alle Zufälle unseres Lebens sind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geist hat macht viel aus seinem Leben. Jede Bekanntschaft, jeder Vorfall wäre für den durchaus Geisti-

¹¹ Valéry, 1959, 143.

gen – erstes Glied einer unendlichen Kette – Anfang eines unendlichen Romans."¹² Bei Novalis wird der Zufall zum Material des Lebensentwurfs. Selbst das kleinste und unbedeutende Detail kann dabei Anfang einer Geschichte sein. Der Zufall ist auch bei Novalis überhaupt keine Bedrohung des Lebens, sondern der Auftakt dazu. Der kreative Mensch (sicherlich besonders das romantische Genie) nutzt die Unbestimmtheit, die seine Existenz ist und die dieser Existenz begegnet, um sich möglichen Zukünften zu öffnen und sein Leben selber zu schreiben. Er nimmt den Zufall auf und spinnt ihn weiter; er macht sein Leben nicht wasserdicht, sondern öffnet es der Welle.

'Bejahung des Zufalls – Kreativität als Möglichkeit, einen Anfang zu setzen', eine Markierung, der Friedrich Nietzsche sofort aphoristische Unterstützung zukommen lässt, wenn er den Zufall gar zu sich bittet: "Laßt den Zufall zu mir kommen: unschuldig ist er, wie ein Kindlein!"¹³ Nietzsche weiß den Zufall zu schätzen, denn er ist 'rein', (einmalig faktisch!) d.h. er ist nicht verseucht von metaphysischer Sinnsuche oder mechanischer Wiederholung der immer gleichen Regelmäßigkeit. Vielmehr gilt für die Bedeutsamkeit und Außergewöhnlichkeit des gelingenden individuellen Lebens: "Alles was in [in meinem Leben] Epoche macht, hat der Zufall [...] mir zugetrieben."¹⁴ Wie bei Valéry und Novalis ist es die kreative Potenz des Zufalls mit ihrem offenen Möglichkeitshorizont, die den Philosophen fasziniert: Der Zufall lädt ein zur Aktion, nicht zum reaktiven Gehabe. Deshalb will Nietzsche die Dinge in ihrem Dasein "auf den Füßen des Zufalls – tanzen"¹⁵ sehen, das Neue an ihnen herauskitzeln oder wie er es selber als Koch seines Lebens kulinarisch formuliert: "Ich koche mir noch jeden Zufall in meinem Topfe. Und erst, wenn er da gar gekocht ist, heiße ich ihn willkommen, als meine Speise."¹⁶ 'Guten Appetit!' gewünscht hätte Ernst Jünger zu diesem Dinner. Er hätte sich dann ungefragt an den gedeckten Tisch gesetzt und mitgegessen. Die Rechnung beim Koch hätte er jedoch nicht bezahlt. Für ihn kommt den Menschen "alles Köstliche [...] nur durch Zufall zu – das Beste ist umsonst."¹⁷

¹² Novalis, 1984, 65.

¹³ Nietzsche, 1980/88, KSA 4, 221.

¹⁴ Ebd. KSA 6, 286.

¹⁵ Ebd. KSA 4, 209.

¹⁶ Ebd., KSA 4, 215.

¹⁷ Jünger, 1988, 20.

Verneinung des Zufalls: Homo Faber

Nicht nur die bohemienhafte Haltung der vier Zufallsbejaher hätte den Homo Faber aufgeregt und angewidert, nein, auch ihre überzogene freigeistige Art, den Zufall ins Zentrum ihrer ästhetisierenden Lebensentwürfe zu stellen, wäre auf sein Unverständnis gestoßen: 'Typisch Künstler – typisch Dichter' hätte er gedacht, eine typische Haltung von elitären Spielertypen, die von der Notwendigkeit des Lebens, von seinen Gesetzen und Zwängen keine blasse Ahnung haben. Der Zufall ist dagegen für den Homo Faber entweder a. mythologischer Schnick-Schnack, b. ein ängstliches Asyl der Unwissenheit oder c. im besten Fall vielleicht noch ein zu berechnendes Moment des mathematisch Unwahrscheinlichen. Jenseits seines technischen Weltbildes, in dem alles zusammenpasst und sich erklären lässt, gibt es zunächst: Nichts. Deshalb möchte ich den Homo Faber, so wie er uns von Max Frisch¹⁸ erzähltauglich aufbereitet wird, als Vertreter des zweiten Modells im Umgang mit dem Zufall vorstellen: als Verneiner des Zufalls.

Der Homo Faber ist der technische Mensch, der Macher oder wie man heute im Slang sagen würde: der 'Checker', für den alles nach seinem Hausbaummodell funktionieren und passen muss. Die Welt und das Leben, aber auch Geschichte und Biographie sind in dieser Sichtweise ein Uhrwerk, das nach mechanischen Gesetzen funktioniert und abläuft. Es mag Störungen ausgesetzt sein, einmal vor- und einmal nachgehen, aber all das lässt sich erklären oder lösen, sonst könnte man, um im Bild zu bleiben, die Uhr nicht reparieren und neu aufziehen. Und so lebt Herr Faber auch zunächst. Er lebt als Ingenieur. Er berechnet und berichtet. Und er reist. Geschäftlich. Irgendwann auf einer seiner Geschäftsreisen hagelt es dann Zufälle auf sein Leben: eine gefährliche Flugzeugnotlandung, die er und die Passagiere glücklicherweise überleben; eine unwahrscheinliche und unerwartete Bekanntschaft, die ihn seine Pläne ändern lässt; der überraschende Freitod des Freundes kurz vor seiner Ankunft in dessen Haus – all das kann den Homo Faber nicht beeindrucken. Er verrechnet das Unwahrscheinliche mit dem Wahrscheinlichen, gerade weil er es sich nicht erklären kann. Es mag seltsam sein, was ihm zustößt, aber deshalb glaubt er noch lange nicht an den Zufall oder das Schicksal, noch weniger an seine eigene Geschichte, auf die die Zufälle ja mit verweisen. Erst der weitere Verlauf der Verstrickungen, also die zufällige und tragische Verkettung der Ereignisse drängt ihn förmlich existenziell zu der Frage nach Zufall und Biographie. Denn die Zufälle treiben ihn und bestimmen seine Handlungen, ohne dass er es merkt. Der Homo Faber ist sich *zu* sicher. Doch am Ende seiner Reise sind alle seine Erwartungen und Pläne durchkreuzt worden: Er

erfährt, dass die junge Frau, der er zufällig begegnet ist und in die er sich zufällig verliebt hat, tatsächlich seine Tochter aus einer gescheiterten und verdrängten Beziehung ist. Kurz vor dem Ziel ihrer gemeinsamen Reise folgt dann der zweite 'Zufallsschlag': Seine Geliebte / Tochter wird zufällig bei einer Rast von einer Schlange gebissen und verletzt sich in der Folge ihrer schreckhaften Reaktion so schwer am Kopf, dass sie wenig später in Athen stirbt. So trifft der Homo Faber schließlich unerwartet auf das für ihn Unwahrscheinlichste: auf seine Vergangenheit und nach Jahren der Trennung auf seine Frau, mit der er nur noch gemeinsam die Tochter begraben kann, aber eben nicht die Vergangenheit. Trotz der Zufälligkeit, Einmaligkeit und Tragik seiner ganzen Geschichte will er nicht begreifen, was es bedeutet eine Geschichte zu haben, die sich nicht in eine Gesetzesformel oder strenge Regelmäßigkeit pressen lässt. Er versteht nicht, dass Zufall und Erfahrung miteinander zusammenhängen. Für ihn gibt es nur das Schicksal, an das er als aufgeklärter Mensch nicht glaubt oder die unwahrscheinliche Verkettung von Umständen, die er sich *nur* nicht erklären kann. So bleibt seine Alternative von Schicksal versus (Un-)Wahrscheinlichkeit trostlos und der Zufall sinnlos brutal. Fast scheint es, als hätten die Zufälle den Homo Faber nur deshalb in dieser Härte getroffen, weil sein Leben durch seine technisch-instrumentelle Weltsicht gepanzert und geplant war. Die betonierte Lebenspraxis bekommt durch Schwankungen und Unsicherheiten so starke Risse, dass sie zerbröselt.

¹⁸ Frisch, 1957.

Ausblick

Meine Damen und Herren,

um einem Missverständnis vorzubeugen: Ich wollte nicht den Eindruck erwecken, dass man den Umgang mit Zufälligkeiten des praktischen Lebens in das Entweder-Oder eines Für oder Wider pressen kann. Beide dargestellten Seiten haben übertrieben, sowohl die Kreativitätsapostel des Zufalls mit ihrem biographischen Spiel- und Freiheitstrieb (Individualitätsfetisch) als auch der durchtechnisierte Zufallsjäger mit seinem Erklärzwang. Jasager und Neinsager sind im besten Fall idealtypisierte Positionen, Überblendungen einer möglichen Praxis mit Zufällen. Obwohl mein spielerisch-alltagspraktisches Herz eher zu der Seite der Befürworter eines aktiven Spiels mit dem Zufall schlägt (Wer möchte schon ein Homo Faber sein?), sollte doch klar sein, dass Zufälle auch in dem Sinn 'vorgängig' und unverfügbar sein können, dass sie nicht nur Spielmaterial der Biographie sind, sondern auch: die schmerzhafteste Erfahrung einmaliger, irreversibler Faktizität, die erdrückt. Nicht nur das Beste ist *vielleicht* umsonst, sondern auch das Schlechteste. Zu dieser Erfahrung muss man aber kein Homo Faber sein, sondern der vermeintlichen Unsinnigkeit und Sinnlosigkeit von Zufällen insoweit widerstehen, dass man nicht zum theologischen oder naturwissenschaftlichen Glauben an den totalen und notwendigen Determinismus treibt. Nein, die Erfahrung des Zufalls stößt uns diesseits von Fatalismus und Notwendigkeitsglauben eher darauf, dass er aus Handlungen Geschichten macht; dass uns etwas dazwischen kommen muss, damit wir unsere Geschichten verknoten und wieder aufrollen und: dass wir unsere Geschichten nicht *nur* selber machen, sondern auch umschreiben müssen. Wenn der Zufall auch das ist, wofür wir „ein Auge haben“¹⁹, dann sollten wir unseren Blick kennenlernen. Vielleicht sehen wir so etwas vom Rest der Welt, den wir sonst beim Sehen nicht sehen.

¹⁹ Frisch, 1950, 441.

Literaturverzeichnis

Angelus Silesius: Cherubinischer Wandersmann oder Geistreiche Sinn- und Schluss-Reime (1675), Zürich 2006

Bayer, Hans: Mystische Ethik und empraktische Denkform. Zur Begriffswelt Meister Eckharts, Deutsche Vierteljahreszeitschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 50 (1976), 377-405

Bubner, Rüdiger: Geschichtsprozesse und Handlungsnormen. Untersuchungen zur praktischen Philosophie, Frankfurt am Main 1984

Freud, Sigmund: Zur Psychopathologie des Alltagslebens (1941), in: Gesammelte Werke, Chronologisch Geordnet, 18 Bde., hrsg. v. Anna Freud u.a., Frankfurt am Main 1999, Bd. 4, 212-241 (Symptom- und Zufallshandlungen) und 267-310 (Determinismus – Zufalls- und Aberglauben – Gesichtspunkte).

Frisch, Max: Homo Faber. Ein Bericht, Frankfurt am Main 1957

Ders.: Tagebuch 1946-1949, Frankfurt am Main 1950

Grimm, Jakob u. Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, 16 Bde., München 1965-1984, (Neuaufgabe der Leipziger Ausgabe 1854-1960), [Art.] Zufall, Zufallen, Zufällig, Zufälligkeit, Bd. 16, 342-355

Harth, Dietrich: Schatten der Notwendigkeit. Ein Versuch über den Zufall in Wissenschaften und Künsten, Neue Hefte für Philosophie H. 24/25 (1985), 79-105

Hoffmeister, Johannes (Hrsg.): Wörterbuch der philosophischen Begriffe, 2. Aufl., Hamburg 1955

Jünger, Ernst: Auf den Marmorklippen, Frankfurt am Main, 1988

Kirchner, Friedrich: Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe, neu bearbeitet von Carl Michaelis; 6.Aufl., Leipzig 1911

Koselleck, Reinhart: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt am Main 1989

Lessing, Theodor: Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen oder Die Geburt der Geschichte aus dem Mythos, Hamburg 1962

Maaler, Josua: Die Teütsch Spraach (1561), Hildesheim/New York 1971, [Art.] Zufällig, Zufal (der), Bd. 2, 526

Mauthner, Fritz: Wörterbuch der Philosophie. Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache, 2 Bde., München/Leipzig 1910, Artikel: Zufall, Bd. 2, 629-642

Nietzsche, Friedrich: Kritische Studienausgabe (KSA), 15 Bde., hrsg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München/Berlin/New York 1980/88, hier: Bd. 2 (Menschliches, Allzumenschliches II), Bd. 4 (Also sprach Zarathustra), Bd. 6 (Ecce homo)

Novalis (Friedrich von Hardenberg): Fragmente und Studien / Die Christenheit in Europa, hrsg. v. Carl Paschek, Stuttgart 1984

Trübners Deutsches Wörterbuch, 8 Bde., hrsg. v. Alfred Götze, Berlin/Leipzig 1939-1957, [Art.]: Zufall, zufallen, Bd. 8, 454-457

Valéry, Paul: Windstriche, Aufzeichnungen und Aphorismen, Wiesbaden 1959

Walch, Georg: Philosophisches Lexicon, 2 Bde. (1726), Hildesheim 1968 (Nachdruck der 4. Aufl. Leipzig 1775), [Art.] Zufälle und Zufälligkeit, Bd. 2, 1706

Windelband, Wilhelm: Die Lehren vom Zufall, Berlin 1870

Zedler, Johann Heinrich: Großes vollständiges Universallexicon aller Wissenschaften und Künste, 64 Bde., Graz 1961-64, (Neudruck der Ausgabe Halle/Leipzig 1732-1750), [Art] Zufälle, Zufällig, Zufälligkeit, Bd. 63, 1097-1112